

*Von Patricia Shaw sind bereits folgende Titel erschienen:*

Sonnenfeuer

Sterne im Sand

Im Land der tausend Sonnen

Heiße Erde

Im Feuer der Smaragde

Feuerbucht

Leuchtendes Land

Tal der Träume

Ruf des Regenvogels

Südland

Salz der Hoffnung

Weites wildes Land

Insel der glühenden Sonne

Im Tal der Mangobäume

Brennender Traum

Der Traum der Schlange

*Über die Autorin:*

Patricia Shaw wurde 1929 in Melbourne geboren und lebt heute in Queensland an der Goldküste Australiens. Über viele Jahre leitete sie das Archiv für »Oral History« in Queensland und schrieb zwei Sachbücher über die Erschließung Australiens. Erst mit 52 Jahren entschied sie sich ganz für das freie Schriftstellerleben und hat seither 19 Romane veröffentlicht.

Patricia Shaw

# *Wind des Südens*

Die große Australien-Saga

Aus dem Englischen von  
Karin Dufner und Elisabeth Hartmann

KNAUR 

Die englische Originalausgabe erschien 2003 unter dem Titel  
»The Five Winds« bei Headline Publishing.

*Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)*

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat und Sie auf der Suche sind  
nach ähnlichen Büchern, schreiben Sie uns unter Angabe des Titels  
»Wind des Südens« an: [frauen@droemer-knaur.de](mailto:frauen@droemer-knaur.de)



Vollständige Taschenbuchausgabe Juli 2017

Knaur Taschenbuch

© 2003 by Patricia Shaw

© 2004 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

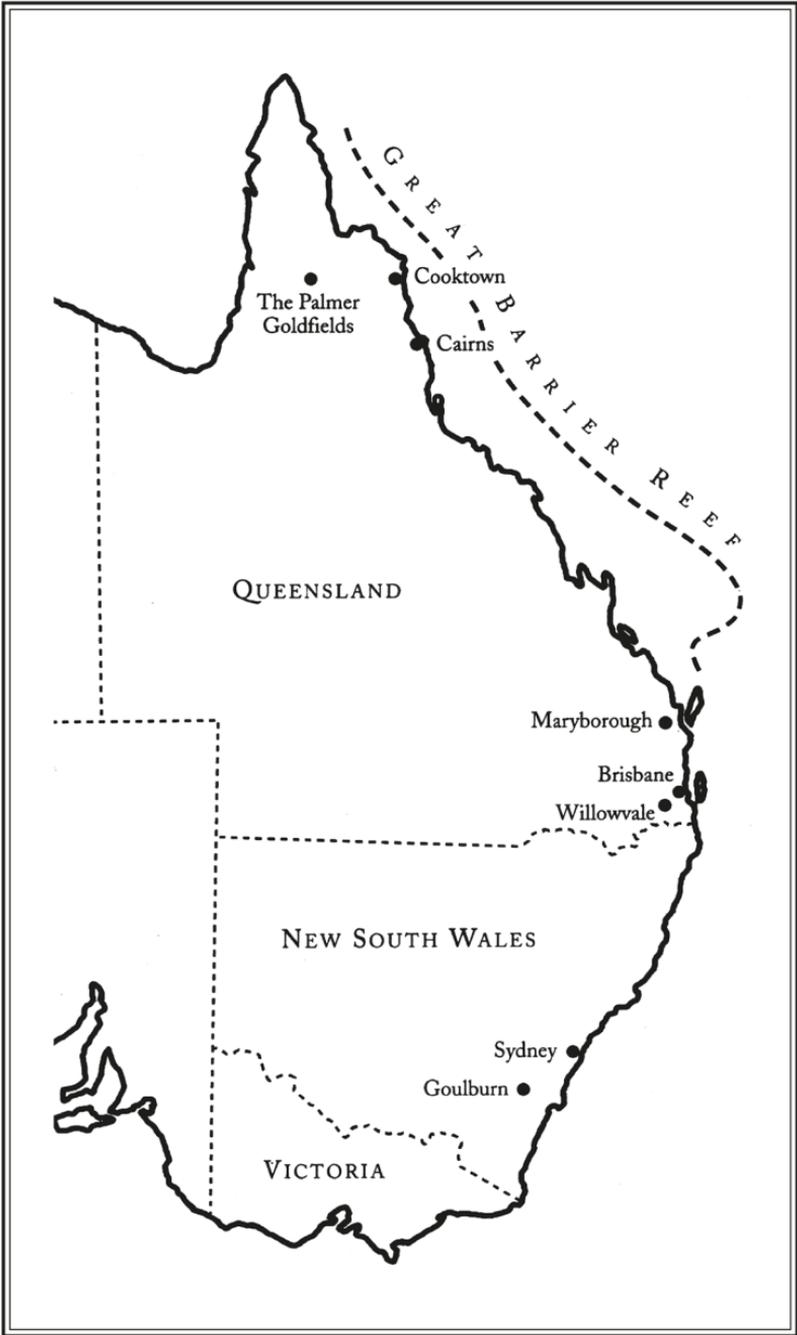
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: FinePic® / shutterstock; Susan Fox / Trevillion Images

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-52058-1





# 1. Kapitel

1873

Das schmucke Schiff segelte, von Hongkong kommend, schneidig in die lange Durchfahrt zwischen dem Great Barrier Reef und der Küste von Queensland. Der erleichterte Seufzer des Kapitäns hallte in der sanften Brise nach. Wenngleich diese Gewässer mit ihren unzähligen Inseln und kleineren, nicht kartierten Riffen gefährlich sein konnten, so waren sie im Vergleich zur hohen See mit ihren Risiken geradezu wie ein sicherer Hafen. Es war die schlimmste Unwetterperiode, die Kapitän Judd Loveridge auf dieser Route je erlebt hatte, und er dankte dem Herrn dafür, dass ihm ein Hilfsmotor zur Verfügung gestanden hatte.

Nachdem seinem Schiff im Südchinesischen Meer schwer zugesetzt worden war, hatte der Kapitän zwei zusätzliche Tage in Singapur anberaumt, um Reparaturen vornehmen zu lassen und einen Ersatz für den Ersten Offizier Barrett zu finden, der sich beim vergeblichen Versuch, rutschende Fracht zu sichern, ein Bein gebrochen hatte. Loveridge hatte tatsächlich einen neuen Burschen ausfindig gemacht, Jack Tussup, einen Australier, der als Zweiter Offizier auf der *SS Meridian* gedient hatte. Die *SS Meridian* war in der Malakkastraße auf Grund gelaufen. Tussup war eigentlich nicht der Typ, für den er sich, hätte er die Wahl gehabt, entschieden hätte, doch Loveridge wusste, dass es ihm kaum gelingen würde, irgendjemanden von Barretts Format zu finden.

Der Zwangsaufenthalt im Hafen gewährte seinen Passagieren immerhin eine Verschnaufpause. Es hätte ihn nicht gewundert, wenn der Großteil seiner Passagiere an Land gegangen und dort geblieben wäre, um sich von den auszehrenden Nachwirkungen lang anhaltender Seekrankheit zu erholen. Aber Singapur war eine ungesunde Stadt, und Lyle Horwood forderte: »Wir haben das Schlimmste doch sicher hinter uns, Captain. Deshalb lautet der einstimmige Beschluss: weiterfahren!«

Der Kapitän schmunzelte. Horwoods Frau war entsetzlich seekrank gewesen, doch ihr älterer Gatte hatte die Stürme mit dem Gleichmut eines alten Seebären hingenommen. Er und dieser junge Kerl, Willoughby, hatten keine einzige Mahlzeit ausfallen lassen, und während sie in der Bar herumlungerten und Karten spielten, wurden sie enge Freunde – obwohl sie nach Loveridge' Meinung Welten trennten.

Horwood war ein distinguiertes Herr, Direktor der *Oriental Shipping Line*, Willoughby hingegen ein eher ungeschliffener Diamant. Der Kapitän hatte den Eindruck, dass dieser große, schlaksige Kerl weit besser auf einem Pferderücken zu Hause war als auf den Planken eines Schiffes.

Die *China Belle* war Loveridge' Lieblingsschiff aus der Flotte der *Oriental Line*. Sie führte eine beträchtliche Fracht von Reis und Tee, aber nur wenige Passagiere. Es gab nur sechs Kabinen, allesamt erster Klasse, für eine exklusive, wohlhabende Klientel. Loveridge hoffte, nach dem Luxus seiner geliebten *China Belle* nie wieder zurück auf überfüllte Passagierschiffe zu müssen.

Er seufzte, spähte hinüber zu einer weiteren grünen, von einem weißen Küstenstreifen gerahmten Insel und einer Ausbreitung helleren Wassers, die auf ein Riff unter der Oberfläche hinwies, und drehte das Steuerrad, um das Riff weiträumig zu umfahren.

»Kennen Sie sich in diesen Gewässern aus?«, fragte er Tussup.

»Nicht allzu gut, Sir. Dank der Riffe, die hier wie Konfetti verstreut liegen, sind sie unberechenbar.«

»Ja, es ist auch ohne diese Tücken schon schwierig genug, dem großen Riff nicht zu nahe zu kommen. Manchmal denke ich, es wäre klüger, außen herumzufahren.«

Tussup hob verdutzt den Blick. »Gott bewahre! Wir kämen vom Kurs ab. Das hier ist die offizielle Route!«

»Ich weiß. War nur so ein Gedanke. Um sicherzugehen, würde ein Mann im Topmast nicht schaden. Sag dem Bootsmann, er soll jemanden raufschicken, der nach diesen verdammten Riffen Ausschau hält – einen von den Malaien.«

Seine Mannschaft bestand, abgesehen von den zwei Offizieren und dem Bootsmann, aus Malaien und Chinesen. Die Asiaten arbeiteten als Köche und Stewards – insgesamt zweiundzwanzig Seemänner, von denen Loveridge möglicherweise einige in Brisbane austauschen wollte. Zugegeben, das Schiff war von den haushohen Wogen während der Stürme ordentlich durchgeschüttelt worden, doch das war kein Grund für die ablehnende und mürrische Haltung der Mannschaft ihm gegenüber, als hätte er die Jungs absichtlich in Gefahr gebracht. Die Wahrheit war schließlich, dass er sie, auch wenn er gelegentlich zur Peitsche greifen und ihnen lautstark und grob die Panik austreiben musste, doch sicher durch eine Situation geführt hatte, in der andere Kapitäne vielleicht versagt hätten. Er hatte mit dem Bootsmann über die mürrische Stimmung gesprochen, die immer noch über dem Schiff lag.

»Was zum Teufel ist los mit denen? Bring sie auf Vordermann! Die Sonne scheint, und bis Brisbane haben wir jetzt ruhige See.«

»Ich weiß nicht. Sie sind immer noch voller Angst nach den Erlebnissen im Chinesischen Meer, glauben, das Schiff wäre verdammt und die Götter ließen es auf ein verstecktes Riff auflaufen. Ein abergläubischer Haufen!«

»Dann sag Tom, er soll sie bei der Stange halten. Wenn nötig, soll er ihnen die Rationen kürzen.«

Während der Bootsmann zustimmend nickte, wusste Loveridge, dass es sinnlos war, Tom Ingleby, seinem Zweiten Offizier, zu befehlen, die Mannschaft mit der Peitsche zur Ordnung zu rufen. Tom war ein guter Seemann, aber ein schwacher Mensch. Nicht gerade eine Respektsperson. Es würde Matt Flesser, dem Bootsmann, überlassen bleiben, die elenden Jammergestalten, die nicht begriffen, dass die Pechsträhne vorüber war, ins Joch zu zwingen.

Wie auch immer, Loveridge konnte sich angesichts des bedeutenden Passagiers an Bord keine missmutige Mannschaft erlauben, und so beschloss er, es allen recht zu machen, indem er verkündete, dass bei Nacht nicht gesegelt würde. Während der

Dunkelheit sollte das Schiff vor Anker liegen, geschützt vor den scharfen Klauen der Korallen.

Loveridge selbst fühlte sich besser nach diesem Entschluss. Der Alptraum der *Atlanta*-Katastrophe würde ihn plagen bis an sein Lebensende. Er war erst siebzehn gewesen, gemeiner Matrose, als sie zuschanden kam, weil ihr Kapitän den Rat, bei Nacht die Meerenge von Bass zu meiden, in den Wind geschlagen hatte ... Judd klang noch immer das Krachen berstenden Holzes in den Ohren, als das Schiff den Felsen rammte, das Schreien und Rufen und das ungestüme Eindringen des Wassers, als trieben sie durch einen stockdunklen Tunnel, in dem die Menschen umherflogen wie Kieselsteine.

Er hatte sich aus der Tiefe hochgekämpft und Luft geschnappt, wenigstens das, und war dann blindlings geschwommen, bemüht, den Kopf über den erbarmungslos wogenden Wellen zu halten, ohne zu wissen, wohin er strebte, ob ans Ufer oder aufs Meer hinaus, was ihm aber seltsamerweise gleichgültig war. An Land wäre er gerannt, in panischer Angst vor einer Macht, die sein junges Leben bedrohte, davongerannt. Um Abstand zu gewinnen.

Judd Loveridge gehörte zu den vier Überlebenden des Schiffsunglücks, das zweiunddreißig Männern den Tod gebracht hatte. Sein Vater, Captain Arnold Loveridge, war mit seinem Schiff untergegangen.

Nicht alle Passagiere waren mit der neuen Regelung einverstanden. Horwood beklagte sich über den Zeitverlust.

»Ich halte das für eine Überreaktion, Captain. Ich verlange, dass dieses Schiff heute Nacht und in den folgenden Nächten weitersegelt. Unvorstellbar, bei solch ruhiger See zu trödeln.«

Der Kapitän ließ Horwood ausreden, gab eine ausweichende Antwort und zuckte mit den Schultern, als der Direktor davonestürmte. Die Riffe und Inseln vor dieser Küste waren noch nicht exakt kartiert, und er schätzte sich glücklich, dass sie ohne Zwischenfälle so weit gekommen waren. Seit sie von der Torres-Straße aus in diese Gewässer gekommen waren, rechnete er jede

Minute damit, das gefürchtete Scharren und Knirschen der Katastrophe zu vernehmen, und nachdem er nun seinen Entschluss gefasst hatte, verspürte er große Erleichterung und gönnte es sich, den prachtvollen Ausblick zu genießen. Die kleinen Inseln glichen Edelsteinen, gefasst in saphirblaues Wasser, und er nahm sich vor, diese Beschreibung in sein Logbuch einzutragen.

Es sollte der letzte Eintrag sein.

Lyle Horwood war, als er sich zum Dinner umkleidete, übelster Laune, nestelte an seiner Krawatte und beschwerte sich, dass sein Hemd zu steif gestärkt sei.

»Warum überprüfst du das nicht, wenn der Junge meine Hemden aus der Wäscherei bringt?«, fuhr er seine Frau an. »Das wäre doch wohl nicht zu viel verlangt. Und was hast du da für einen Fetzen an? Sieht schlampig aus, verdammt!«

Constance warf einen Blick in den Spiegel. Sie mochte dieses Kleid aus fließendem geblütem Georgette in gedämpften Herbstfarben. Es war exzellent geschnitten und bestens geeignet für diese warmen Nächte.

»Das ist kein Fetzen, Liebling.« Sie lächelte, um ihn zu besänftigen. »Es hat eine gehörige Stange Geld gekostet, wie du wohl weißt. Und es ist schlicht genug für heute Abend. In diesem kleinen Kreis möchte ich nicht zu auffällig gekleidet erscheinen.«

»Willst du meinen Geschmack in Frage stellen? Lass dir gesagt sein, ich habe schon in vornehmen Kreisen gespeist, als du noch nicht mal mit Messer und Gabel essen konntest. Los, zieh was Besseres an.«

Constance wandte sich ihm zu. »Ist das denn so wichtig, Lyle? Du liebe Zeit, ich glaube wirklich nicht, dass wir es nötig haben, Eindruck zu schinden. Und dieses Kleid ist ...«

Wütend packte er sie, im selben Moment, als sie sich umdrehte, am Kleid, und das gute Stück riss an der Taille auf. »Nun sieh dir das an!«, schnauzte er. »Zieh dich um. Ich gehe schon vor.«

Erschüttert blickte sie an ihrem zerrissenen Kleid herunter, zog es langsam aus und fragte sich, was diesen Wutausbruch her-

aufbeschworen haben mochte, während Lyle nach der Bürste mit dem silbernen Monogramm griff und sich rasch über das dicke weiße Haar fuhr.

Er ist so stolz auf seine ›Mähne‹, dachte Constance verächtlich und mit den Tränen kämpfend. Oh ja, und er war ein Bild von einem Mann ... Sehr erfolgreich. Begütert. Hochgeachtet. Ein echter Gentleman. Und zudem noch Witwer!

Das war ein Teil des Lobes, das ihr Vater, Percy Feltham, auf Horwoods Reputation gehäuft hatte, als er mit der großartigen Nachricht für seine Tochter nach Hause kam, dass er einen alten Freund getroffen habe.

»Ich muss ihn dir vorstellen. Er wird dir gefallen ...«

»Wieso? Wie sieht er aus? Bring mich bitte nicht in Verlegenheit, Vater, indem du mich einem alten Tattergreis zur Besichtigung vorführst. Ich habe keine Eile, was das Heiraten angeht.«

»Mein Schätzchen, du bist fünfundzwanzig, fast schon eine alte Jungfer. Allerdings bin ich zugegebenermaßen froh, dass du deine Verlobung mit Reggie gelöst hast. Er hat nicht zu dir gepasst, aber glaube mir, mit Lyle Horwood verhält es sich anders.«

»Wie sieht er aus?«, wiederholte Constance misstrauisch.

»Er ist ein feiner, aufrechter Bursche! Groß, distinguiert. An seiner Seite wirst du dich gut machen. Und eine Schönheit wie du – er wird dir nicht widerstehen können.«

Trotz ihres Misstrauens angesichts der väterlichen Begeisterung und ihres eigenen Desinteresses an Männern seines Alters fühlte Constance sich zu ihrer Überraschung zu Lyle Horwood hingezogen und war beeindruckt von seiner Großzügigkeit. In der Zeit der Brautwerbung war er, wie sie sich verbittert erinnerte, während sie auf der Suche nach einem anderen Kleid ihren Schrank inspizierte, der netteste, charmanteste Mann, dem sie je begegnet war, und binnen weniger Monate waren sie verlobt.

Nach der Hochzeit gingen sie in großer Aufregung an Bord eines Schiffes der *Oriental Line*, das sie nach Hongkong bringen sollte, in ihr neues Heim, das Herrenhaus der Horwoods mit Blick über den Hafen.

Constance wandte sich seufzend wieder der Gegenwart zu und entschied sich widerwillig für ein Kleid aus roter Seide mit schmaler Taille und weich fallendem Rock. Es war sehr tief ausgeschnitten, würde ihrem Mann also gefallen. Und weil dazu noch etwas fehlte, griff sie nach einem zierlichen, mit Diamanten besetzten Halsband.

Im Grunde ist es sein Halsband, überlegte sie böse, denn er entschied, wann sie es zu tragen hatte. Wie ihren übrigen Schmuck auch, bewahrte er es in der Bank auf. Um etwas von den teuren Stücken, die er ihr geschenkt hatte, zu tragen, musste sie ihm frühzeitig Bescheid geben, und das ärgerte sie so sehr, dass sie sich manchmal gar nicht die Mühe machte, um den Schmuck zu bitten.

Das Halsband, ein Hochzeitsgeschenk, hatte ihr die Sprache verschlagen und Percy Feltham in Entzücken versetzt. Er war überzeugt, dass seiner Tochter mit seinem steinreichen Freund ein Leben in Saus und Braus bevorstand. Und es war, wie Constance sich erinnerte, zunächst auch wunderschön. Mit dem größten Vergnügen brüstete Lyle sich mit seiner schönen jungen Braut. Er ließ sogar ein Porträt von ihr anfertigen, das er in der Bibliothek ihres Hauses aufhängte. Nach Constance' Meinung schmeichelte es ihr: Die Augen waren blauer, das Haar blonder, doch Lyle behauptete charmant, es würde ihr nicht gerecht, und seine Freunde pflichteten ihm bei.

In Hongkong führten sie ein umtriebigeres gesellschaftliches Leben, und ihr Mann kaufte ihr Kleider und Accessoires, schickte ihr Couturiers mit Körben voller Stoffe ins Haus, damit sie das Passende auswählte. Er überraschte sie gern mit Schmuckstücken: Diamant- und Saphirringe, Perlen, eine Brosche aus Rubinen und Perlen, eine Diamantnadel – jede Gelegenheit war ihm recht, solange ein Publikum zugegen war, das applaudierte und ihre Freude teilte. Constance brauchte geraume Zeit, bis sie sein Bedürfnis nach öffentlicher Zurschaustellung seiner Großzügigkeit durchschaut hatte, aber es störte sie im Grunde nicht. Es stützte sein Selbstbewusstsein und hielt ihn bei Laune, vorübergehend zumindest. In letzter Zeit war seine Stimmung übler als gewöhnlich,

womöglich weil er dem Plan, vorübergehend in sicherere Gefilde nach Australien überzusiedeln, unwillig gegenüberstand.

Constance ließ sich jetzt absichtlich Zeit, hatte keine Eile, sich dem Gesellschaftstrubel vor dem Dinner anzuschließen. Sie kam sich albern vor, als sie die tropfenförmigen Diamanten-Ohrgehänge anlegte, die zum Halsband passten, denn ihr war klar, dass sie in dem kleinen Speisesalon in dieser Aufmachung völlig fehl am Platze wäre.

Sie setzte sich an den Frisiertisch, nestelte an den losen blonden Locken, die den Kämmchen in ihrem anmutigen Chignon entwichen waren. Ihr langer, schlanker Hals war perfekt für das Halsband. Für ein Halsband, das Fannie gehört hatte!

Constance schauderte noch immer vor Beschämung, wenn sie an das auf dem Silvesterball belauschte Gespräch dachte ...

»Natürlich, das Halsband, das sie da trägt, hat Fannie gehört«, sagte eine Frau. »Seiner ersten Frau. Jedes Schmuckstück, das er seiner Frau überreicht, hat Fannie gehört. Ihre Mutter, eine deutsche Gräfin, hat ihn ihr hinterlassen. Lyle hat nicht ein einziges Stück selbst gekauft.«

Die andere Frau lachte. »Ich hätte nichts gegen derartigen Schmuck aus zweiter Hand einzuwenden. Er nutzt sich ja schließlich nicht ab.«

»Ein bisschen altmodisch ist er aber schon, findest du nicht? Ich würde einfach alles neu fassen lassen ...«

Die Stimmen entfernten sich, und Constance blieb gekränkt und verwirrt an der Tür stehen. Hätte er es ihr nicht sagen müssen? Ihr nicht wenigstens die Geschichte des Schmucks erzählen müssen? Vielleicht auch nicht, dachte sie damals und fand Entschuldigungen für ihn, Entschuldigungen, die immer fadenscheiniger wurden und sich zuletzt in nichts auflösten, als sie sich eingestand, dass sie den Typ Mann geheiratet hatte, den man landläufig als »Straßenengel« bezeichnet. Weil er zu Hause keineswegs ein Engel war.

In Abwesenheit seiner Freunde und Bekannten war er ein übellauniger Mann, der seine Frau mit absichtlicher Missachtung

behandelte. Sein Verhalten wurde noch schlimmer durch seine Widersprüchlichkeit. Manchmal konnte er höflich sein, besonders wenn er Gesellschaft, jemanden zum Reden brauchte, doch dann wieder verwandelte er sich ohne Vorwarnung in den Haus tyrannen, der das Personal umherschlechte und die Nerven seiner Frau strapazierte.

Erst kürzlich hatte Constance mit ihrem Vater darüber gesprochen, als er zur Feier ihres dreißigsten Geburtstags nach Hongkong gekommen war, doch Feltham war so beeindruckt von der Opulenz des Hauses und der Gärten, von dem Lebensstandard, den seine Tochter erreicht hatte, dass er kein Wort der Klage hören wollte.

»Schlägt er dich?«

»Nein, aber er schlägt die Dienstboten ziemlich brutal, und ich ...«

»Aber, Connie. Wahrscheinlich haben sie es verdient. Du verstehst nichts von orientalischen Dienstboten, im Gegensatz zu ihm.«

»Aber Vater, er hat oft schlimme Wutanfälle.«

»Lieber Himmel, Connie, was willst du eigentlich? Dann verärgere den Mann eben nicht. Ich möchte sagen, meine Liebe, jede andere Frau würde ihre Seele verkaufen, um mit dir tauschen zu können. Der Mann verwöhnt dich – schau dir doch nur diese Perlen an, sie sind prachtvoll –, und es schmerzt mich, dass du so undankbar bist.«

Vor seiner Abreise unternahm sie einen weiteren Versuch. »Kann ich mit dir zurück nach London, Vater? Nur für kurze Zeit? Ich habe schreckliches Heimweh nach London.«

Er tat ihre Bitte lässig ab. »Finde dich endlich ab, Connie. Ständig höre ich nur Klagen von dir. Wenn deine Mutter noch lebte, wäre sie übergücklich zu sehen, wie gut du es getroffen hast. Du hast alles, was man für Geld kaufen kann. Versuch doch bitte, deinen Mann nicht so kritisch zu betrachten. Wir haben alle unsere Fehler, weißt du?« Er küsste sie auf die Wange. »Ich werde für dich beten.«

»Habe ich tatsächlich alles?«, fragte sie verbittert ihr Bild im Spiegel. »Nichts habe ich. Ich besitze gar nichts. Ich habe nie mehr als ein paar Pfund, mein Taschengeld, wie ein Schulmädchen. Er bezahlt alle Rechnungen, mein Schmuck wird weggeschlossen und nur hervorgeholt, wenn es ihm passt ...«

Sie erhob sich und ging zur Kabinentür. Ihre kostbare Robe rauschte dabei wie Wellen, die gegen das ankernde Schiff schlugen. Doch dann zögerte sie.

»Ich sehe aus wie ein Weihnachtsbaum«, sagte sie leise zu sich selbst. »Völlig unpassend für diesen Abend. Und ich habe keine Lust, mich zum Narren zu machen. Was ist in mich gefahren, dass ich ihm so etwas durchgehen lasse?«

Eilig legte sie den störenden Schmuck ab, verstaute ihn in den dazugehörigen Samtbeutel, verschloss ihren Schmuckkasten und ließ den Schlüssel an der feinen Silberkette in einer versteckten Unterrocktasche verschwinden ...

Mit einem nervösen Lachen verließ sie die Kabine. Vielleicht merkte er gar nicht, dass ihre Robe ein wenig schmucklos wirkte.

Er sah sich längst nicht mehr als Lyle Horwood, sondern als Sir Lyle, als müssten die beiden Worte zwangsläufig eines Tages eine Verbindung eingehen, wenn die gute Queen, wie er hoffte, ihn für seine Dienste für die Krone und die Kolonie Hongkong zum Ritter schlug. Deshalb ärgerte es ihn umso mehr, als Neville Caporn, dieser Emporkömmling, ihn beim Eintritt in die Bar schlicht und einfach mit Lyle ansprach.

»Da ist wenigstens schon mal einer«, sagte Caporn zu seiner Frau und hob dem Neuankömmling sein Sherryglas entgegen. »Dachte schon, wir müssten allein speisen. Wo sind die anderen, Lyle?«

»Ich habe keine Ahnung, Mr. Caporn«, antwortete er steif.

»Na, dann. Wird Ihre hinreißende Frau uns denn Gesellschaft leisten?«

»Natürlich!« Horwood bemerkte, dass Mrs. Caporn, eine attraktive Rothaarige, in einer violetten Seidenrobe der Form

Genüge zu tun suchte, doch Constance würde sie in jeder Hinsicht überstrahlen.

»Wie nett«, sagte die Frau. »Nachdem wir auf dem Weg von Hongkong dermaßen durchgerüttelt worden sind, ist es so nett, wieder Gesellschaft zu haben. Und stellen Sie sich vor, Lyle«, sie kicherte, »man hat uns wohl vor Piraten gewarnt, nicht aber vor solch stürmischer See.«

»Piraten?«, fuhr er auf. »Die würden ein Schiff wie dieses niemals angreifen. Die feige Meute hält sich an kleinere Schiffe.«

»Dann können wir uns vor ihnen sicher fühlen? Das hoffe ich doch sehr.«

Ihr Mann stöhnte auf. »Esme, Piraten würden sich nie so weit nach Süden wagen. Hör doch bitte auf, dich zu sorgen.«

Lyle blickte zur Tür, die sich gerade öffnete, und erwartete seine Frau, doch es war Eleanor, die Cousine von Fannie, seiner verstorbenen ersten Frau. Jetzt hieß sie Eleanor Plummer. Er hatte sie erst an diesem Abend, kurz bevor er nach unten ging, um sich zum Dinner umzukleiden, flüchtig gesehen und konnte es nicht fassen, dass diese Hexe sich an Bord befand. Ihm war wohl bekannt, dass in Singapur eine Frau namens Mrs. Plummer an Bord gekommen war und Kabine sechs belegte, hatte aber keine Ahnung gehabt, wer sie war. Offenbar hatte sie zum zweiten Mal geheiratet. Und wenn dem so war, wo steckte dann der Gatte?

»Die Dame in Nummer sechs«, hatte er den Steward gefragt, »ist sie Deutsche?«

»Ja, Sir. Sie spricht auch nicht immer Englisch.«

»Ein Wunder, dass ich sie bisher nie gesehen habe. Nimmt sie die Mahlzeiten in ihrer Kabine ein?«

»Die Dame war indisponiert«, erklärte der Steward wichtig. »Krank! Aber jetzt geht es ihr besser. Kommt heute zum Dinner mit allen anderen Passagieren. Gut, nicht?«

»Verdammt noch mal«, fluchte Lyle leise und stürmte zurück zu seiner Kabine. Hätte er gewusst, dass diese Unruhestifterin sich ihnen anschließen würde, hätte er das Schiff mit Constance in Singapur verlassen.

Doch jetzt war sie hier, in Lebensgröße, in maßgeschneiderter weißer Seide mit marineblauer Paspelierung und einer hübsch drapierten Tornüre. Pariser Modell, urteilte er spontan ... Kein Schmuck, bis auf den großen Diamantring, dem Gegenstück zu dem Ring, den er Constance zur Verlobung geschenkt hatte. Zwillingssringe, sieh an, wütete er innerlich. Geschenke an Fannie und Eleanor von der Großmutter mütterlicherseits, die ihre beiden Enkelinnen sehr geliebt hatte.

»Wie geht es dir, Lyle?«, fragte Mrs. Plummer kalt, nachdem sie die anderen begrüßt hatte.

»Könnte nicht besser sein, meine Liebe. Du hast wohl deinen Mann verloren? Reist du allein?«

»Nein. Ich weiß, wo er sich aufhält. Du ziehst vermutlich nach Brisbane um?«

»Kann sein«, antwortete er bemüht desinteressiert.

»Sehr vernünftig«, bemerkte sie gedehnt. »Ich denke, die englische Abordnung in Hongkong nimmt sich entschieden zu wichtig.«

»Und zu welcher englischen Abordnung zählt sich Mr. Plummer?«

»Zu gar keiner. Er ist Amerikaner. Oh ... da kommt deine junge Frau. Was für ein hinreißendes Ballkleid!«

Ein Steward hielt ihr die Tür auf, als Constance in Begleitung des Kapitäns eintrat, und jetzt, unter dem Eindruck von Eleanors Spott, bereute Lyle, dass er Constance gezwungen hatte, sich umzuziehen. Das Rotseidene war tatsächlich ein wenig übertrieben für eine so kleine Tischrunde. Aber immerhin hatte sie das Halsband nicht angelegt, das gewöhnlich zu dem Kleid gehörte.

»Gott sei Dank«, brummte er vor sich hin, während er zu ihr trat und sie zur anderen Seite des geräumigen Salons führte.

»Wer ist diese Frau?«, flüsterte sie mit einem Blick über die Schulter hinweg, als er sie zu den Caporns dirigierte. »Ich habe sie schon mal irgendwo gesehen. Sie ist eine bedeutende Persönlichkeit, nicht wahr?«

»Mrs. Plummer? Die alte Schnepfe! Das glaube ich kaum. Ah, da kommt Lewis. Ich muss mit ihm reden.«

Doch Lewis ignorierte sein Winken und zog es vor, an der Seite der Dame zu bleiben, die er in den Salon geleitet hatte, Willoughbys Frau. Eine weitere Kröte, die er auf dieser verfluchten Reise schlucken musste.

Lyle hielt Willoughby für einen umgänglichen Burschen, ganz angenehme Gesellschaft, wenn man keine andere Wahl hatte, doch er war schockiert, als er erfuhr, dass der Mann eine Chinesin geheiratet hatte. So etwas war in Horwoods Kreisen absolut außerhalb der Grenzen des Erlaubten, doch nachdem er sich mit dem Mann angefreundet hatte, musste er nun auch die Gattin ertragen.

Constance blinzelte belustigt. Er war immer noch gereizter Stimmung, wenn auch nicht mehr interessiert an ihrer Garderobe, wie sie erleichtert feststellte. Aber diese umwerfend aussehende Frau eine alte Schnepfe zu nennen, das war lächerlich. Mrs. Plummers Haar, das in weichen Wellen ihr Gesicht rahmte, mochte grau sein, aber sie war tatsächlich schön und mit Sicherheit wesentlich jünger als Lyle.

Soll er doch reden, dachte sie und wandte sich Esme Caporn zu, die eine Menükarte ergattert hatte und vorlas, was der Abend noch zu bieten hatte.

»Captain, wer ist diese entzückende Chinesin?«, fragte Eleanor Plummer.

»Ah«, lächelte er. »Das ist Mrs. Willoughby.«

»Freilich. Das kann ja gar nicht anders sein ... Ich habe ihren Mann vorhin an Deck gesehen. Man kommt nicht umhin, so viel Schönheit an einem Mann zu bewundern.«

»Und deshalb passen sie so gut zueinander«, pflichtete er ihr bei.

»Und was wissen Sie über Mrs. Willoughby?«

»Nicht viel, abgesehen davon, dass sie in großem Stil von Lakaian der Familie Xiu an Bord begleitet wurden.«

»Der Familie Xiu! Wirklich hochkarätig! Vielleicht will Mr. Willoughby mit seiner Dame im Süden residieren.«

»So sieht es aus.«

»Dann will ich das mal in Erfahrung bringen, denn sie sind wunderbare Menschen, und ich mag sie jetzt schon.«

Der Kapitän lachte. »Ausgezeichnet, aber ich wünschte, der junge Herr würde sich endlich hier einfinden. Er verzögert das Dinner. Möchten Sie ein Gläschen trinken, Mrs. Plummer?«

»Danke, gern. Champagner. Die Nacht ist so schön, und ich bin froh, dass Sie uns die Reise in Muße genießen lassen. Und jetzt müssen Sie mich mit Mrs. Willoughby bekannt machen.«

Er hieß Mal Willoughby, doch seine Freunde nannten ihn Sonny. Freunde, die sich nach vier Jahren Abwesenheit noch an ihn erinnerten. Er freute sich jetzt riesig auf die Heimkehr, auch wenn seine Heimat kein bestimmter Ort war, sondern eher der Busch, der Duft von Eukalyptus, die vertrauten Stimmen, das laute Vogelgezwitscher. »Und«, wie er zu sich selbst sagte, »die Weite.«

China verfügte über endlose Weite, ein riesiges Land, kein Zweifel. Da er im australischen Outback aufgewachsen war, schüchterte solche Weite ihn nicht ein, aber in China gab es so viele Menschen! Überall so viel Betriebsamkeit und Geschnatter! Seine Frau, Jun Lien, wollte kaum glauben, dass man in seinem Land tagelang reisen konnte, ohne einer Menschenseele zu begegnen. Sogar wochenlang, wenn man verrückt genug war, bis man dann auf Aborigines traf, die sich davon allerdings bedroht fühlten.

»Und auch in den Städten gibt es nicht so viele Menschen«, hatte er ihr erklärt, doch sie lachte ihn aus.

»Ach, Unsinn! Wie kann das sein? Dein Land ist so groß wie China, entsprechend wird auch die Bevölkerung sein.«

Er fasste sie leicht am Arm, als sie sich dem Salon näherten. »Da kommt Mr. Lewis. Geh schon mit ihm hinein. Ich möchte vor dem Dinner noch einen letzten Rundgang an Deck machen. Ich glaube, da braut sich was zusammen.«

»Das bildest du dir ein«, sagte sie. »Auf diesem Schiff ist alles in Ordnung. Ich fürchte, die Probleme meiner Familie in den vergangenen Jahren haben dich übervorsichtig werden lassen. Aber das liegt hinter uns, mein Liebster, das ist vorbei ...«

»Geh schon hinein«, sagte er. »Ich komme gleich nach.«

Leise schritt er übers Deck, so leise, wie es ihm in den Abendschuhen möglich war, die er am liebsten ausgezogen hätte. Er stieg die paar Stufen zur Kajütsklasse hinab und schlich bis zum Ende des Korridors, wo er nach links zu den Waschräumen abbog, die er überprüfte und leer vorfand.

Auf dem Rückweg schlüpfte er in seine Kabine und schnallte sich ein Messer ans Bein, eine Waffe, die ihm in China schon bei zahlreichen unangenehmen Begegnungen zu Diensten gewesen war.

Diese Schiffspassage ist teuer, überlegte er, und man sollte annehmen, die Stewards wären über jeden Zweifel erhaben. Das waren sie auch bis zu einem gewissen Punkt, solange es um den Dienst an den Passagieren ging, doch er hatte ein Murren unter den Chinesen bemerkt, zu viele finstere Blicke und mehrere Zusammenkünfte des Stewards der Horwoods mit den Malaien unter Deck. Da war etwas faul. Der Steward, Sam Lum, war viel zu weibisch, um sich mit Gorillas wie Bartie Lee, Mushi Rana oder anderen aus dieser Truppe einzulassen. Worüber also mochten sie reden?

Mal empfand das Leben auf einem Schiff als einengend. Für ihn war es normal, umherzuschlendern und sich mit der Mannschaft zu unterhalten, sogar beim Segelsetzen mit anzupacken, nur, um etwas zu tun zu haben, und so konnte ihm nicht entgehen, dass Spannung in der Luft lag. Vielleicht irgendwelche Zwistigkeiten zwischen den Malaien und den Chinesen. So etwas konnte leicht passieren, und solche Kämpfe konnten übel enden. Es beunruhigte ihn.

Seine Jahre in China hatte er als Kompagnon von Xiu Tan Lan zugebracht, dem Patriarchen der Familie Xiu, der ständig auf der

Hut war vor Verschwörern und Attentätern, selbst auf den Goldfeldern in Queensland, wo sie sich kennengelernt hatten. Mal war schwer beeindruckt gewesen von dem chinesischen Gentleman, der in großem Stil reiste, mit Dienern und mehr als fünfzig Kulis, und der erstaunlich gut informiert war über die Gegenden, die er bereiste. Ihm gehörte eine große, komfortable Dschunke, die im Mary River vor Anker lag, und als er beschloss, mit einem Vermögen, angelegt in Gold, nach China zurückzukehren, begleitete ihn Mal, der selbst auch nicht schlecht verdient hatte, und freute sich über die Aussicht, fremde Länder bereisen zu können.

Erst zu diesem Zeitpunkt wurde ihm klar, dass Mr. Xius Angst vor Feinden unter den Chinesen wohl begründet war.

»Auch wenn du es offenbar nicht bemerkt hast«, erklärte Xiu ihm, »gibt es hier im Norden Australiens doppelt so viele Chinesen wie Europäer. Meine Familie gehört zu den Manchu, und wir haben die Ehre, von der kaiserlichen Familie begünstigt zu werden. Doch wir haben viele Feinde, geheime Gesellschaften mit gegen die Manchu gerichteten Zielen und illegale Opiumhändler, die die Banden und Piraten finanzieren. Überall lauern Spione, und deshalb sind wir stets und ständig gut bewaffnet.«

Die gleiche Art von Wachsamkeit bestimmte das Leben im großen Haushalt der Familie Xiu, und zuerst hielt Mal sie für einen finsternen Haufen, besonders wenn Geschichten kursierten, dass jemand erstochen wurde, oder wenn Aufstände Straßenschlachten nach sich zogen. Doch allmählich gewöhnte er sich an die chinesische Lebensweise und bereiste mit Mr. Xiu zuerst als Tourist, dann als bewaffneter Gefährte und schließlich als Pelzhändler die Provinzen. Xiu selbst bestand darauf, dass er dieses lukrative Geschäft erlernte, damit er seine Reisen auch als Erfolg verbuchen konnte.

»Wenn du dann heimkehrst, könntest du Pelze importieren und das Geschäft weiterführen. Dann wäre deine Zeit hier nicht vergeudet.«

Zurück an Deck, immer noch voller Unruhe, ging Mal weiter, um einen Blick ins Ruderhaus zu werfen, wo er glaubte, zwei

Offiziere streiten zu hören. Unter normalen Umständen hätte er sich nicht eingemischt, doch an diesem Abend erschien ihm alles etwas merkwürdig. So trat er durch die offene Tür ein und fand die Männer über Karten gebeugt.

»Wie ich hörte, bleiben wir heute Nacht vor Anker liegen.«

Überrascht blickten sie zu ihm auf, dann grinste Tussup. »Ja, warum auch nicht? Ist ja nur für ein paar Nächte.«

Mal wies mit einer Kopfbewegung auf den Kartentisch. »Was gibt's denn?«, spöttelte er. »Können Sie sich nicht entscheiden, wo wir uns befinden?«

Tom Ingleby wirkte eindeutig schuldbewusst, doch Tussup blieb gleichgültig. »Kleine Meinungsverschiedenheit, Mr. Willoughby.« Er grinste erneut. »Nach meiner Rechnung liegen wir östlich von Endeavour Bay, aber Tom meint, wir sind schon weit im Norden.«

»Was gibt's in Endeavour Bay?«

»Jetzt nichts mehr. Captain Cooks Schiff *Endeavour* musste dort wegen notwendiger Reparaturen anlegen, und er hat der Bucht den Namen gegeben.«

»Ich glaube, das Land an dieser Küste ist überhaupt noch nicht erschlossen«, sagte Tom hastig. »Da gibt's nur Urwald.«

»Mag sein«, antwortete Mal desinteressiert und kam sich ein bisschen dumm vor, als die Männer sich wieder der großen Karte zuwandten und mit ihren Instrumenten Messungen vornahmen, immer noch geteilter Meinung, jedoch nicht mehr so verbissen.

Er überließ sie ihrem Streit, schlenderte über das Deck und blickte hinaus auf den dunklen Küstenstreifen.

»Aber da irren sie sich«, sagte er zu sich selbst. Nichts war einfach nur Urwald. Seit Tagen hatte er die grün bewachsenen Berge dort drüben betrachtet, schon seit sie die kleine Siedlung Somerset an der äußersten Spitze des Kontinents verlassen hatten. Das bewaldete Land dort war mit Sicherheit eine Wunderwelt voller fremdartiger Pflanzen und Tiere. Und hinter diesen Bergen? Was war da draußen? Auf diese Weise hatte Mal sich gute Kenntnisse über Neusüdwales und das südöstliche Queensland angeeignet: Immer musste er herausfinden, was hinter dem

nächsten Hügel lag. Und auf diesen Reisen, auf denen er Arbeit als Viehtreiber oder Farmhelfer annahm, war er auch in die Hügel von Gympie und den erstaunlichen Wahnsinn der Goldfelder geraten.

Ohne Zwischenfall umrundete er noch einmal das Deck, blieb an der Reling stehen, blickte auf die ruhige See hinaus und dachte an die Dschunkenreise nach Norden. Im Gegensatz zu diesem Schiff musste Xius Dschunke jeden der wenigen Häfen längs der Küste ansteuern, um Trinkwasser und Proviant aufzunehmen. Trinity Bay war die letzte Station, bevor sie die hundert Meilen bis nach Somerset in Angriff nahmen.

Mr. Horwood hatte gesagt, die Siedlung Trinity Bay sei inzwischen ein Hafen namens Cairns, und Mal bedauerte, dass die *China Belle* diesen nicht ansteuerte, damit er Jun Lien die maleische Bucht zeigen konnte, die seinem Leben beinahe einen anderen Verlauf gegeben hätte.

»Als ich die Bucht mit den hohen, geheimnisvollen Bergen im Hintergrund sah«, erklärte er Horwood, »hätte ich meine China-reise um ein Haar abgebrochen. Wäre dort beinahe an Land gegangen, um mich ein bisschen umzuschauen, wollte ein Pferd kaufen und die Gegend erforschen, aber letzten Endes erschien mir die Chinareise dann doch als das größere Abenteuer.«

Doch nach ein paar Jahren beschlich ihn das Heimweh nach dem Busch, und er bereitete schon die Heimkehr nach Australien vor, als man ihn mit Jun Lien, Mr. Xius Enkelin, bekannt machte und er sich Hals über Kopf in sie verliebte. Und dann wurde er in das komplizierte Intrigenspiel der Familie hineingezogen, als man ihm zuflüsterte, dass Jun Lien ihn attraktiv fand. Und liebenswert. Er errötete noch immer beim Gedanken an diese Eröffnung.

Er hatte vier Monate gebraucht, wie er sich warm erinnerte, bis er die Erlaubnis erhielt, sich öffentlich mit ihr zu treffen, wenn auch nur unter den Augen verschiedener Tanten. Er hatte ihr monatelang in aller Form den Hof gemacht, um dann um ihre Hand anzuhalten, und das zog allerlei Streit und Ärger nach sich,

bis Mr. Xiu schließlich zustimmte, allerdings unter einem Vorbehalt, der Mal in Erstaunen versetzte.

»Sie liebt dich innig, und ich sehe wohl, dass du Jun Lien verehrst, und deshalb soll die Hochzeit stattfinden. Du wirst in Peking im Haushalt der Wongs bei ihrer Familie wohnen, damit ihre Eltern diese Verbindung ruhigen Herzens akzeptieren lernen, und nach sechs Monaten packst du deine Sachen und ziehst mit deiner Frau nach Australien.«

»Wie bitte?« Mal hatte gehofft, dass es eines Tages so kommen würde, hatte aber nicht gewagt, diesen Vorschlag zu äußern. Es war schon schwer genug gewesen, die Erlaubnis zu erringen, dass Jun Lien einen Fremden heiratete.

»Schwere Zeiten liegen vor uns«, sagte Mr. Xiu. »Ernste Probleme. Es würde mich sehr beruhigen, Jun Lien in deinem Land in Sicherheit zu wissen. Ich habe die Frage mit ihrem Vater besprochen, und er ist einverstanden. Danach löst er seinen Haushalt auf und zieht sich auf seinen Landsitz zurück, wo er dem Schlimmsten zu entkommen hofft, aber wir sind nicht sehr optimistisch.«

Juns Mutter, Xiu Ling Lu, eine stolze, starke Frau, war nicht so leicht zu überzeugen, doch als Mal versicherte, ohne ihren Segen würden sie nicht abreisen, kapitulierte sie und nahm ihm das Versprechen ab, dass er ihre Tochter unter Einsatz seines Lebens beschützen würde.

Mal lächelte in Gedanken daran, wie überrascht und gleichzeitig erfreut Ling Lu war, als sie hörte, dass Mal nicht in Betracht zog, sich eine weitere Frau oder Konkubine zu nehmen. Und dadurch hatte er sie, wie Jun verriet, gewonnen.

Jetzt hielt er es für angebracht, sich endlich zum Dinner zu begeben, doch als er sich umwandte, hörte er etwas, das wie das Rascheln von trockenem Laub klang, etwas, das sich im Busch regte, aber natürlich war hier nicht der Busch, sondern nur der kahle Umriss des hölzernen Decks und keine Menschenseele weit und breit.

Mal schauderte. Jun Lien war die Liebe seines Lebens. Er betete

sie an. Er hielt sich für den glücklichsten Menschen auf der Welt, weil er dieses liebliche, schöne Mädchen gefunden und geheiratet hatte. Berauscht vor Glück, nicht ständig auf der Lauer liegend. Vielleicht hatte Jun Lien recht. In China hatte er zu viele Intrigen erlebt, besonders in den Wochen vor ihrer Abreise, und deshalb zuckte er jetzt bei jedem Geräusch zusammen.

Er erinnerte sich an das erste Mal, als es ihnen gelang, den stets wachsamem Augen zu entkommen und sich in seinem abgelegenen Orangerien zu treffen, und an seine Freude, sie endlich in seinen Armen halten zu dürfen. Doch die Art, wie sie reagierte, traf ihn unvorbereitet; er konnte kaum fassen, dass er ihr so viel bedeutete, und fürchtete, dass alles nur ein Traum war im Nebel der fremdartigen, farbenfrohen Umgebung.

Später, als die Etikette es zuließ, saßen sie oft im Mondgarten und lachten, während Jun vorgab, ihm klassische chinesische Gedichte vorzulesen, während sie in Wirklichkeit ihr idyllisches Leben in Australien planten. Mal liebte es, das Strahlen in ihren Augen zu sehen, wenn er ihr von der großen Schaffarm erzählte, die er zu kaufen gedachte, auf der sie die Herrin über alle, ihren Gatten eingeschlossen, sein sollte.

Mal lächelte, er liebte die Art, wie sie über diese Geschichten leise perlend lachte.

Typisch Mal, dachte seine Frau nervös. Er musste sich vergewissern, ob alles in Ordnung war, bevor er sich selbst Ruhe gönnte, doch er verstand offenbar nicht, dass sie sich unter diesen englischen Leuten noch befangen fühlte. Zumal keine weiteren Chinesen zu ihrer moralischen Unterstützung zugegen waren.

Gewöhnlich war Jun Lien, wie ihre Mutter auch, ausgesprochen selbstbewusst. Sie war sehr gebildet in kulturellen Dingen und sprach fließend Englisch. Xiu Tan Lans starker Wille hatte sie vor eingeschnürten Füßen und einer Verheiratung im Kindesalter bewahrt, und sie durfte, was ihren Vater zur Verzweiflung trieb, auf Familien- und Geschäftskonferenzen stets offen ihre Meinung äußern, doch hier, auf dem Schiff, in einem Raum

mit lauter Engländern, war sie furchtbar schüchtern und blickte sehnsüchtig auf die Tür, die zum Deck führte. Um sich von ihrem Problem abzulenken, versuchte sie herauszufinden, woher diese Leuten kamen, eingedenk Mals Behauptung, dass nicht alle Engländer waren.

»Ich bin Australier«, erinnerte er sie. »Mr. Lewis ebenfalls – Mr. Raymond Lewis. Er ist Abgeordneter des Parlaments von Queensland. Die Übrigen sind Engländer, glaube ich.«

Mrs. Plummer war zu ihr getreten, um sich mit ihr zu unterhalten – um sie zu retten, wie Jun Lien es nach der Vorstellung empfand.

»Sie sprechen so weich«, sagte die ältere Dame. »Es ist eine Freude, Ihrer Stimme zu lauschen. Lassen Sie sich von diesen lärmenden englischen Stimmen nicht einschüchtern.«

»Bitte verzeihen Sie meine Neugier, Mrs. Plummer, aber ich übe mich darin, verschiedene Akzente zu unterscheiden. Sie sprechen zwar Englisch, aber es klingt anders als bei den anderen.«

»Das liegt daran, dass Englisch nicht meine Muttersprache ist. Ich bin in Deutschland geboren.«

»Oh! Ich verstehe. Ich glaube, Deutschland ist wunderschön.«

»Ja, es ist schön. Aber sagen Sie, was ist Ihr Reiseziel? Es ist ungewöhnlich, eine junge Chinesin so fern ihrer Heimat auf Reisen zu sehen ...«

Als Willoughby gegangen war, wurde Tom nervös. »Glaubst du, er hat was gehört?«

»Was soll er denn gehört haben? Dass wir unterschiedlicher Meinung über unsere derzeitige Position sind? Aber ich glaube, du hast recht. Wir müssen weiter, ich schätze, wir könnten es lange vor Tagesanbruch schaffen.«

»Ich glaube immer noch, dass Willoughby uns auf die Schliche gekommen ist. Er spioniert doch ständig herum.«

»Nein, ist er nicht. Das ist nur dein schlechtes Gewissen ... ganz eindeutig. Willoughby ist ein Buschläufer, falls du weißt, was das bedeutet. Er ist es gewohnt, im Busch umherzustreifen,

er kennt seine Umgebung wie seine Westentasche, und weißt du auch, warum?«

»Nein.«

»Weil es im Busch nichts anderes zu tun gibt!« Tussup lachte dröhnend. »Das stört ihn hier. Er hat nichts zu tun, und deshalb rennt er herum wie ein Tiger im Käfig.«

»Wenn er dabei wenigstens auf dem Kajütsdeck bleiben würde. Er macht mich nervös. Hast du mit dem Bootsmann gesprochen?«

»Ja. Ist aber zwecklos. Er ist gegen uns.«

»Was?«, fuhr Tom hoch. »Du hast gesagt, er würde mit beiden Händen zugreifen, weil er doch ständig über den erbärmlichen Lohn mault, den die *Oriental* zahlt.«

»Nun, dann hab ich mich eben geirrt.«

»Himmel! Und jetzt? Wie kannst du so ruhig dastehen ...«

»Ach, reg dich nicht auf. Ich habe ihn in einer freien Kabine eingeschlossen.«

Tom sprang auf, im Begriff, zur Tür zu stürzen. »Was hast du? Er schlägt die Tür ein. Du bist verrückt, Tussup.«

»Um Himmels willen! Ganz so verrückt bin ich nicht. Ich habe dafür gesorgt, dass er keinen Mucks von sich gibt.«

»Was soll das heißen? Du hast gesagt, wir würden keine Gewalt anwenden.«

Tussup seufzte, verärgert über diesen dummen Schwächling. »Er ist gefesselt und geknebelt. Keiner wird ihn vermissen, bis wir so weit sind, also beruhige dich endlich. Unser Plan läuft wie am Schnürchen. Da kann gar nichts schiefgehen. Alles ist klar, bis auf die Tatsache, dass der verdammte Loveridge beschließen musste, über Nacht vor Anker zu bleiben und so die Fahrt zu verzögern. Beinahe hätte ich deswegen Streit mit ihm gekriegt.«

»Gut, dass es dazu nicht gekommen ist. Er nimmt es ziemlich krumm, wenn die Mannschaft seine Befehle in Frage stellt.«

»Ach, wirklich?« Der Australier lachte. »Dann wird er bald Grund haben, so manches ganz gehörig krummzunehmen.«

Jake Tussup war im Busch geboren, vor dreißig Jahren, auf einer öden, windgepeitschten Farm in den Hügeln hinter Goulburn. Seine Eltern, beide Fabrikarbeiter, waren im Rahmen des Immigrationsprogramms der anglikanischen Kirche nach Australien gekommen. Sie träumten von endlosen Sonnentagen, ihrer eigenen kleinen Farm, davon, selbst Herr im Hause zu sein, von unbeschwerten rosigen Kindern, Obstgärten, die überquollen von Früchten, Orangen und Zitronen, sogar Bananen und, Inbegriff des Exotischen, Ananas. Der Traum hielt sie aufrecht während der langen, erbärmlichen Reise übers Meer, und je mehr sie über das bevorstehende Leben redeten und schwärmten, desto mehr gingen sie in ihren Träumen ins Detail. Sie entwarfen das Haus: Backstein mit Sprossenfenstern und Efeu an den Mauern, ein Tor in der Hecke, das durch sein Knarren vor Besuchern warnte ... und sie lachten viel und gern, wenn sie überlegten, wie sie das Tor zum Knarren bringen könnten.

Die Realität traf sie hart. Sie konnten beide weder lesen noch schreiben, hatten jedoch bereitwillig ihre Kreuzchen unter den Vertrag gesetzt, der ihnen freie Überfahrt gewährte, denn stimmte es etwa nicht, dass freie Siedler Land zugewiesen bekommen? Schwer zu glauben, aber es entsprach der Wahrheit, versicherte man Tessie und Ted Tussup. Man bekam Land einzig und allein fürs Kommen, denn es gab ja so viel davon und nicht genug Menschen, die es bewohnten und die Franzosen fernhielten. Und man bekam ungefähr vierzig Morgen, wie sie gehört hatten, wenn sie auch keine Ahnung hatten, wie viel ein Morgen war, aber solange es genug war, um ein Haus darauf zu bauen und ein paar Äcker anzulegen, würden sie zugreifen. Auf jeden Fall!

»Nichts kann uns aufhalten«, sagte Tessie fest.

Der Vertrag enthielt noch eine weitere Klausel – nämlich, dass Ted zwei Jahre lang eine Beschäftigung an einer ihm zugewiesenen Arbeitsstelle ausüben musste, sonst ...

»Sonst müssen wir die Überfahrt bezahlen«, jammerte Ted, als er an ihrem dritten Tag in Sydney seiner Frau die schlechte Nachricht überbrachte.

Sie kamen vorübergehend in einem Obdachlosenasyll am Hafen unter, was nach Tessies optimistischer Meinung gar nicht übel war. Immerhin stimmte es, was sie über die Sonnentage gehört hatten. Es war warm in Sydney, und es war schön, durch die Straßen zu schlendern, ohne angerempelt zu werden, und die tollen Lebensmittel auf den Märkten zu bewundern.

Bald war auch über den Arbeitsplatz entschieden. Edward Tussup erhielt Anweisung, sich im Gefängnis von Darlinghurst als Wärter zu melden.

»Und wo ist das, Sir?«, fragte Ted, die Mütze in der Hand, den Beamten.

»Weit, weit weg, Kumpel. Am Samstagmorgen um sechs Uhr holt der Lastwagen dich hier ab.«

»Und Mrs. Tussup, meine Frau, Sir? Gibt es für sie auch Arbeit in diesem Gefängnis, Kochen, Putzen oder etwas in der Art?«

Der Beamte warf einen Blick auf Mrs. Tussups gewölbten Leib.  
»Nicht unter diesen Umständen.«

»Aber sie kann doch trotzdem mitkommen? Auf dem Lastwagen?«

»Ja, wenn sie das Rütteln und Holpern aushält, aber dann musst du sie da draußen irgendwo unterbringen.«

»Nun ja, das ist immerhin ein Anfang«, tröstete Ted seine Frau. »Es ist gar nicht so schlecht, sofort eine Stelle zu bekommen. Da können wir für unsere Farm sparen.«

»Ja. Ich glaube, es ist sogar besser so, Ted. Ohne Geld wäre es sehr schwer, eine Farm aufzubauen. Wir suchen uns eine Unterkunft in der Stadt, und wenn das Baby da ist, kann ich auch arbeiten.«

An jenem höchst bedeutsamen Samstagmorgen saß Tessie vor dem Gefängnis auf einem Stein, während Ted zu einem Vorstellungsgespräch mit Sergeant Skorn hineingeführt wurde. Er wurde hochoffiziell registriert als Wärter im Gefängnis Ihrer Majestät in Goulburn in der Kolonie Neusüdwales. Man hielt ihm einen Vortrag über seine Pflichten und über den Distrikt Goulburn, der laut Skorns Erklärung ein Zentrum des aus Wolle und Viehzucht gewonnenen Wohlstands sei.

Der Sergeant hört sich wohl gern reden, dachte Ted, bemerkte jedoch Tessie gegenüber: »Ich bin höflich geblieben, obwohl ich kaum noch sitzen konnte auf dem harten Stuhl.«

Es kam ihm vor, als hätte Skorn einen Spleen hinsichtlich der Hierarchie in der Gefängniswelt. Er wies ihn nämlich an, sobald er in Goulburn wäre, nicht zu vergessen, dass er sich von der Towrang-Meute fernhalten sollte. Dabei handelte es sich offenbar um eine Strafkolonie, eine Baustelle, auf der Strafgefangene arbeiteten, bewacht von einem in Goulburn stationierten Regiment.

»Und mach auch einen Bogen um die Polizei. Der Bezirk Goulburn und die Hügel drum herum wimmeln von Buschkleppern. Aus diesem Lager brechen immer wieder Sträflinge aus, verstehst du?«

Ted nickte.

»Deswegen gibt es dort ein großes Polizeiaufgebot. Hauptsächlich berittene Polizei. Sie haben ein Gerichtsgebäude und einen Knast, ihre eigenen Hütten und Häuschen und sogar eine Polizeikoppel für ihre Ersatzpferde. Werden behandelt wie Prinzen, diese Soldaten und Bullen, aber wir haben nichts mit denen zu schaffen. Verstanden?«

»Ja, Sir.«

»Lass dich nicht mit denen ein. Was in unseren Gefängnissen vor sich geht, hat nichts mit denen zu tun. Wir haben gewöhnliche Sträflinge in unseren Gefängnissen, nicht diese Schwerverbrecher. Wenn es nach mir ginge, würde ich sie alle ersäufen, bevor sie überhaupt dort ankommen. Einfach über Bord stoßen. Also, hier musst du unterschreiben ...«

Es dauerte nicht lange, bis Ted der Witz zu Ohren kam, dass Skorns Großeltern Sträflinge gewesen waren, wenngleich er das nie zugab. Sie verbüßten ihre siebenjährige Strafe und ließen sich dann in den Randbezirken von Sydney als Milchbauern nieder.

Der von vier Pferden gezogene Wagen hatte hohe Bretterseiten zum Schutz der Passagiere, die auf der Ladefläche zwischen Säcken voll Zucker und Mehl saßen. Als einzige Frau auf dieser

Fahrt durfte Tessie vorn beim Kutscher sitzen, was ihr ganz recht war, denn zwischen den anderen Reisenden herrschten Spannungen, wie sie nervös bemerkte. Augenscheinlich weigerte sich der Gefängniswärter, der Ted begleitete, mit aneinandergeketteten Sträflingen und deren Polizeieskorte zu reisen, doch er wurde überstimmt.

»Hat sowieso nichts zu sagen«, erklärte der Kutscher Tessie. »Polizisten stehen rangmäßig über den Wärtern.«

Sie schaute sich um und sah sechs Männer mit schwarz-gelb gestreifter Gefängnisluft unter den wachsamen Augen und Schlagstöcken von vier Polizisten unbeholfen auf den Wagen steigen. Als alle einen Platz gefunden hatten, brach man auf.

»Wo genau liegt Goulburn?«, fragte sie den Kutscher.

»An der Great South Road, Missus. Etwa hundertundzwanzig Meilen von hier, mit etwas Glück.«

»Nie im Leben!«, hauchte sie. »Wir hatten keine Ahnung, dass es am anderen Ende des Landes liegt. Das hat mein Ted nicht gewusst!«

Sie drehte sich um und versuchte, Ted auf sich aufmerksam zu machen, doch er wurde vom breiten Rücken eines Sträflings verdeckt.

»O Gott«, sagte sie.

»Ist nicht so schlimm, Missus. So lernen Sie das Land kennen. Ist wirklich schön. Diese Sträflinge, die tun Ihnen schon nichts. Die armen Kerle, entschuldigen Sie, aber für sie ist es wie Urlaub, auch wenn sie Fußseisen tragen. Sie werden da rausgeschafft, um Straßen und Brücken zu bauen. Weiß nicht, was wir ohne sie tun würden.«

»Aber es ist dunkel, bevor wir ankommen.«

Er lachte. »Nein, ich Sorge schon dafür, dass wir die Etappe des letzten Tages bis Mittag geschafft haben.«

»Wieso des letzten Tages?«

»Solange es nicht regnet, kommen wir gut voran – aber wenn es wie aus Eimern schüttet, weichen die Straßen so auf, dass sogar die Enten stecken bleiben. Wir übernachteten in Gaststätten oder

Wagenschuppen. Die Wärter kriegen die Übernachtungen bezahlt, also machen Sie sich keine Sorgen. Lehnen Sie sich einfach zurück, und genießen Sie die Fahrt.«

»Genießen«, schnaubte sie noch des Öfteren während der holprigen Reise über Sandwege, durch dichten Busch, beim Durchqueren von Furten und Umfahren von Hügeln. Manchmal stieg sie ab, um sich die Beine zu vertreten und steile Hügel hinaufzuklettern, während die Männer den Wagen schoben, und dann wieder stemmten sich alle zurück, wenn es steil bergabging, und hielten mit Seilen den Wagen zurück, damit er nicht die Pferde überrollte.

Trotz ihrer Haube zog Tessie sich einen Sonnenbrand im Gesicht zu, und ihr einziges gutes Kostüm verstaubte völlig, doch die Reisegefährten waren fröhlich, besonders die Sträflinge, wie der Kutscher es vorausgesagt hatte, und als sie schließlich die Hauptstraße von Goulburn entlangfuhren, waren sie ein recht munterer Haufen.

Als sie wieder einmal neben einer Ochsenkarawane hielten, die Proviant und Waren transportierte, verspotteten die Sträflinge die Ochsenführer als Feiglinge, die Angst vor ihrem eigenen Schatten hätten, und schlimmer. Die Wachen lachten.

Die Tussups fanden Unterkunft in einem Schuppen hinter der Getreidemühle, in der Tessie nach Jakes Geburt arbeitete, doch zu ihrer großen Enttäuschung wurde es im Winter bitterkalt in Goulburn. Es schneite sogar. Im Schuppen herrschten eisige Temperaturen, und der Säugling zog sich eine Erkältung nach der anderen zu.

Noch vor ihrem zweiten Winter bewarb Ted sich um eine Landzuweisung, musste jedoch erfahren, dass dieses Vorgehen eingestellt worden war und das Regierungsland jetzt blockweise versteigert wurde.

Als Jake fünf Jahre alt war, hatten sie genug Geld gespart, um sich ein großes Stück Land an einem Hügel mehrere Meilen von der Stadt entfernt zu kaufen. Sie stellten fest, dass die Regel, die

Wärtern den Kontakt mit Polizei und Soldaten verbot, einzuhalten war, das allgemeine Verbot des privaten Austausches zwischen Bevölkerung und Strafgefangenen jedoch ignoriert wurde. Wo man ging und stand, traf man auf diese Männer mit Hacke und Schaufel, und es war unvermeidlich, sie namentlich kennenzulernen.

Ted pflegte sie stets auf die landesübliche Weise zu grüßen und erfuhr bald mehr über sie. Die »Siebenjährigen«, die »leichte« Strafen für Delikte wie Diebstahl eines Laibs Brot oder tätlicher Angriffe abbüßten, brauchten keine Fußseisen zu tragen. Sie betreuten die Pferde, fällten Bäume und transportierten Proviant. Die Kettengangs hatten härtere Strafen, und einige von diesen Männern waren gemeingefährlich. Viele jedoch waren im Grunde Exilierte, abgeschoben von Regierungsbeamten, die meinten, politische Aufrührer, unbelehrbare Dissidenten und ähnliche Subjekte nähmen in den ohnehin schon überfüllten Gefängnissen zu viel Platz weg. Jetzt allerdings, nachdem sie, sofern sie nicht ausbrechen konnten, quer über die Welt verschleppt wurden, hatten die Sträflinge Spaß daran, sich der Autorität zu entziehen. Sich gegen das System aufzulehnen war gang und gäbe in der Sträflingsgemeinschaft, und als Ted dies bewusst wurde, verstand er auch, warum die einheimischen Kriminellen von den überführten getrennt gehalten wurden.

Gleichzeitig bildeten ihre »gegen die Regierung gerichteten Aktivitäten«, wie man es nannte, eine Quelle der Erheiterung in den lokalen Gemeinden, und Geschichten vom Wagemut der Sträflinge, manchmal wahr, manchmal auch übertrieben, machten die Runde.

Als Ted anfang, sein Haus zu bauen, fand er heraus, dass es billige, von Sträflingen hergestellte Backsteine zu kaufen gab und dass die Sträflinge, die vorbeikamen, sich für seine laienhaften Anstrengungen interessierten. Sie gaben ihm Ratschläge, zeichneten Pläne für ihn in den Schlamm, zeigten ihm, wie er den Schornstein mauern musste, wie er mit Lehm beworfenes Flechtwerk einsetzen und sogar, wie er billige Möbel zimmern konnte.

Ihre Wärter betrachteten diese kleinen Ablenkungen, sofern ihnen Brot und Käse und Tee angeboten wurde, mit Interesse, so dass das Tussupsche Zwei-Zimmer-Haus in freundlicher Stimmung Fortschritte machte und binnen Wochen fertig wurde.

Im Sommer war es heiß, und das lehrte die Familie, unter einer Markise zu schlafen. Im Winter wurde Feuer im Ofen gemacht, und die Tussups waren glücklich. Ted hatte sich ein ausgedientes Viehtreiber-Pferd zugelegt, mit dem er täglich zur Arbeit ritt, und Tessie legte mit Hilfe der Ratschläge aller, die ihr begegneten, seit die Sträflingsarbeiter weitergezogen waren, einen Gemüse- und Obstgarten an. Und abends, wenn Ted zu Hause war, saßen die drei Tussups vor ihrer Haustür und blickten über das Tal hinweg, froh, endlich in der wachsenden Gemeinde Fuß gefasst zu haben.

Dennoch tat Ted sein Bestes, um sich von Soldaten und Polizisten fernzuhalten. Der Oberwärter im Gefängnis wurde nicht müde, diese Warnung zu wiederholen.

»Und dazu hat er jeden Grund«, erklärte Ted seiner Frau. »Die Betrügereien, die er sich erlaubt, sollten mal polizeilich untersucht werden. Er kürzt den Sträflingen die Rationen, und jeder Galgenvogel kriegt Straferlass, wenn er dafür bezahlen kann. Sogar Huren, wenn sie Geld haben.«

Als sie dies hörte, war Tessie eher beunruhigt als schockiert. »Was sagen die anderen Wärter dazu?«

»Wenn sie schlau sind, machen sie mit.«

»Und du?«

»Ich sitze zwischen den Stühlen, Schatz. Ich sollte mich um eine Versetzung bemühen, aber wir haben hier unser Häuschen ...«

Einige Jahre später, als auf den rachsüchtigen Abschiedsbrief eines Insassen hin, der im Gefängnis zu Goulburn gehängt worden war, die Polizei sich mit der Untersuchung der Korruption im Gefängnis befasste, wurden der Oberwärter und einige seiner im selben Netz gefangenen Untergebenen verhaftet und vor Gericht

gestellt. Die meisten von ihnen, der Oberwärter eingeschlossen, erhielten Haftstrafen, die in Sydney abzuleisten waren.

Ted wurde nur wegen geringfügiger Vergehen belangt, die letzten Endes ad acta gelegt wurden, doch er verlor seine Stelle und war danach als Aushilfsarbeiter auf die Gnade der Stadtbewohner angewiesen, die bereits unter einer Wirtschaftskrise litten.

Der kleine Tussup scheute keine schwere Arbeit, als die Tussups sich derartig plagten, doch seine Eltern bestanden darauf, dass er die staatliche Schule am Ort besuchte, und sie achteten streng darauf, dass er keinen Tag versäumte.

Trotz ihrer Rückschläge hielt das Trio fest zusammen, und Jake freute sich stets auf den Sonntag, wenn er und sein Vater Jagdausflüge unternahmen und Kaninchen und Wildenten und Wachteln schossen. Die Beute versorgte sie zumindest mit einer guten Mahlzeit, bevor sie Tessie den Rest überlassen mussten. Sie bereitete das Fleisch zu, und Jake verkaufte es auf dem Weg zur Schule in der Stadt. Im Alter von dreizehn Jahren galt er als guter Schütze und hatte bereits einige Wettkämpfe gewonnen und eine Trophäe eingeheimst, die er postwendend an einen anderen Jungen verkaufte.

Etwa zu dieser Zeit brachen bessere Zeiten für die Familie an. Ted fand Arbeit als Maurer, und Jake ging zu einem Bäcker in die Lehre.

Tessies Gemüsegarten gedieh, und als sie eines Tages zwischen ihren Tomatenpflanzen arbeitete, kam ein Reiter vorbei und bat sie um eine Kleinigkeit zu essen.

»Ich komme um vor Hunger, Missus. Ich kann Ihnen zwar heute nichts bezahlen, aber ich bin es gewohnt, meine Schulden zu begleichen.«

Sie wischte sich die Hände an der Schürze ab. »Nicht nötig. Sie sehen völlig erschöpft aus. Setzen Sie sich drüben beim Wassertank in den Schatten, dann mache ich Ihnen Tee und sehe nach, was die Vorratskammer hergibt.«

Er nannte seinen Namen nicht, und Tessie fragte ihn auch

nicht. Sie ließ ihn in Frieden seinen Tee trinken und ein Käsebrot essen, denn er sah wirklich sehr mitgenommen aus. Zu ihrer Verwunderung schief er dann ein, ausgestreckt im langen Gras, und sie nahm sein Pferd am Zügel, ein Tier, das besser genährt aussah als sein Besitzer, und führte es zum Trog, wo es gierig trank. Sie band es an einem Posten an und ging zurück an ihre Arbeit.

Eine Stunde später näherte der Fremde sich ihr so geräuschlos, dass Tessie zusammenfuhr, doch er bedankte sich nur und wollte sich wieder auf den Weg machen.

»Hier«, sagte sie. »Stecken Sie sich ein paar Tomaten in die Tasche, Sir. Die schmecken gut.«

»Sehr freundlich von Ihnen, Missus.« Er nahm die Früchte dankend an.

Am Tor drehte er sich um und winkte ihr zu, und Tessie atmete erleichtert auf. Sie hatte die von Fußseisen stammenden Narben an seinen Knöcheln gesehen, und sie wusste, dass er ein Zuchthäusler war, hatte jedoch keine Ahnung, ob er seine Zeit abgeleistet hatte oder geflohen war.

»Geht mich nichts an«, sagte sie zu sich selbst. Aber sie hätte schon gern gewusst, wer der Fremde war.

Ted wusste es, und als er seine Frau aufklärte, platzte Jake fast vor Aufregung.

»Er war hier, Ma? Dinny Delaney?«

»Sieht ganz so aus. Es war ein Ire, ein kräftiger Kerl mit schwarzem Haar und schwarzem Bart, schon grau gesprenkelt.«

»Er ist berühmt! Ein Buschklepper. Hat drüben in den Hügeln seine Bande.«

Tessie zuckte mit den Schultern. »Ich weiß nicht, was er dann hier zu suchen hatte. Er scheint nicht sehr erfolgreich zu sein. Hungrig wie ein Wolf war er.«

»Er war in der Stadt, Mutter«, erklärte Ted. »Um sein Liebchen zu besuchen, wie man so hört. Aber irgendwer hat ihn verraten, und Sergeant Hawthorne hätte ihn beinahe geschnappt. Hat ihm immerhin sein Pferd abgejagt, und Delaney musste zu Fuß flüch-

ten. Sie suchen ihn schon seit Tagen, also wird er sich wohl versteckt haben.«

»Genau!«, rief Jake. »Er hat sich versteckt, und sein Hunger wurde immer größer, bis er die Möglichkeit hatte, ein Pferd zu klauen.«

»Das Pferd war gestohlen?«, fragte Tessie.

»Ja. Aus Porky Grimwades Stall. Hat Delaney gesagt, wohin er will?«

»Hör gut zu«, sagte Ted streng. »Er ist nie hier gewesen, stimmt's, Mutter? Du hast überhaupt keinen Fremden gesehen.«

»Keine Menschenseele«, antwortete sie und blickte Jake streng an. »Seit es die neue Straße gibt, sehen wir nie Leute auf diesem Weg hier. Vergiss das nicht! Prahle nicht mit der Geschichte vor deinen Freunden, und bring mich nicht in Schwierigkeiten. Wahrscheinlich war er es sowieso nicht.«

Jake nickte grinsend. Er hätte seinen Freunden ohnehin nichts erzählt, denn Dinny Delaney hatte ja gesagt, er würde zurückkommen, um fürs Essen zu bezahlen. Und Jake war sicher, dass er das tat. Er konnte es kaum erwarten.

Und er behielt recht. Eines frühen Samstagmorgens ritt Delaney den Hügel hinauf. Wie ein Gespenst im Nebel, dachte Jake und rannte ihm entgegen.

»Ist dein Dad zu Hause?«, fragte der Buschklepper.

»Mein Dad? Ja.« Jake stürmte ins Haus, doch Ted war bereits auf dem Weg nach draußen, das Gewehr in der Hand.

»Himmel, Dad, du wirst ihn doch nicht erschießen!«, schrie Jake.

Ted drängte sich an ihm vorbei. »Beruhige dich. Ich will nur dafür sorgen, dass er mich nicht erschießt.«

»Nicht schießen!«, schrie Delaney. »Ich bringe was für Ihre Missus. Nur ein paar Kleinigkeiten, weil sie freundlich zu einem Fremden war, und zwei Shilling für mein Mittagessen.«

Nach Teds Meinung sah er in seiner Schaffelljacke, mit dem säuberlich gestutzten Bart und dem breitkrepfigen Lederhut

eher wie ein Siedler aus, nicht wie ein Buschklepper. »Sie sind Delaney?«, fragte er nervös.

»Zu Ihren Diensten, Sir«, erwiderte der Fremde, schwang sich behende aus dem Sattel und schnallte eine Satteltasche auf. »Ich habe hier ein wenig Waldhonig und eine Dose mit Kaffeebohnen, und die zwei Shilling.«

Er überreichte die Gaben, und um sie entgegenzunehmen, musste Ted sich der Büchse entledigen, die er behutsam neben der Haustür an die Mauer lehnte.

»Und ob ich wohl ein Wörtchen mit Ihnen reden könnte, Sir?«, bat Delaney.

»Worüber?«

»Geschäftliches. Darf ich reinkommen? Ich mache Ihnen keine Umstände.«

»Na gut.« Ted mochte Delaney auf Anhieb. Er war ein netter Kerl – und höflich obendrein.

Er wandte sich Jake zu, der um sie herumstrich, um etwas von dem Gespräch aufzuschnappen. »Du bleibst hier.«

Delaney erkannte Jakes Enttäuschung und lachte. »Ich wäre dir dankbar, wenn du ein bisschen die Augen aufhalten könntest, Junge.«

Tessie bedankte sich und setzte den Kessel auf. Genauso wie Ted hatte sie dem Mann nichts vorzuwerfen; das war Sache der Gerichtsbarkeit, und der brachte man in dieser Gegend ohnehin nicht viel Respekt entgegen.

Sie redeten übers Wetter und über die auf den Hügeln verstreut grasenden Schafe.

»Hab noch nie im Leben so viele Schafe gesehen«, sagte Delaney.

»Ich auch nicht«, bestätigte Ted. »Man sagt, Grimwade hätte über tausend auf seinem Land.«

»Tatsächlich. Das ist 'ne ganze Menge, wie?«

Ted nickte. Tessie stellte drei Tassen auf den Tisch und die Zuckerdose samt Löffel. Und den kleinen Milchkrug. Und einen

Teller mit Keksen. Delaney nickte und griff mit dankbarem Lächeln zu.

»Es geht um Folgendes«, sagte er zu Ted. »Ich hab einen Kumpel in der Stadt, der Proviant für mich kauft. Da, wo ich lebe, gibt es nun mal nicht viele Geschäfte. Und deshalb hab ich überlegt, ob er die Sachen nicht vielleicht in Ihrem Schuppen lassen könnte ... Ich habe nämlich Vertrauen zu Ihnen, verstehen Sie? Sie müssten einfach nur die Augen zumachen, und ich Sorge dafür, dass es Ihr Schaden nicht ist. Fünf Pfund für jedes Mal ...«

»Könnte sein, dass meine Missus Angst hat«, setzte Ted an.

»Aber doch nicht vor meinen Jungs. Keiner wird Ihnen zu nahe treten, Missus, glauben Sie mir. Sie würden kaum was merken. Mein Kumpel stellt die Sachen nachts in Ihrem Schuppen ab. Einer von meinen Jungs kommt nachts und holt sie ab. Sie würden nichts anderes zu sehen bekommen als das Geld, das dann daliegt. Überhaupt kein Problem.«

Tessie goss das kochende Wasser auf die Teeblätter in der Kanne, stellte sie auf den Tisch, um den Tee ziehen zu lassen, und sah ihren Mann ausdruckslos an, nicht wissend, was sie von diesem Vorschlag halten sollte.

Draußen griff Jake nach der geladenen Büchse seines Vaters und schlich wachsam ums Haus. Unten im Tal lichtete sich der Nebel, doch die Farm lag immer noch im Dunst, der das Grün des Obstgartens und der Teebaumhecke vom Haus bis zum Schuppen verblassen ließ. Er hielt es kaum aus vor Neugier über das, was im Haus vorging, und schlich zum hinteren Fenster, in der Hoffnung, lauschen zu können. Doch es war verschlossen. Er drehte sich um und trottete zum Tor in der Hecke, um dann ums Haus herum zur offenen Tür zu gehen, wo er vielleicht etwas hören konnte. Lange genug wartete er schon hier draußen ...

Wie das Schicksal es wollte, befand sich Sergeant Hawthorne auf dem Rückweg von der Doncaster Schafstation, wo es eine Schießerei zwischen einer Horde Buschklepper und Boss Doncaster

mit seinen Söhnen gegeben hatte. Einer der Strauchdiebe war getötet, der kleine James Doncaster an der Schulter getroffen worden, und trotzdem hatten sich die Räuber mit zwanzig Pferden aus dem Staub gemacht und es den Doncasters überlassen, ihren Kameraden zu begraben.

Bis Hawthorne die vierzig Meilen zum Tatort zurückgelegt hatte, war nicht mehr viel zu tun, außer sich den Tathergang schildern zu lassen, was Boss Doncaster ganz und gar nicht gefiel. Er hatte dem Sergeant gehörig die Meinung gesagt, hatte gepöbert über die Gesetzlosigkeit, die fehlende Polizei und überhaupt die Nutzlosigkeit der örtlichen Polizei, die keinerlei Fortschritte in der Bekämpfung der Buschklepper machte. Ganz nach Belieben konnten die Farmen ausrauben und Reisenden auflauern.

Hawthorne, der schließlich genug von Doncasters Beschimpfungen hatte, gab deutliche Widerworte. Er wies darauf hin, dass er nicht persönlich verantwortlich sei für diese Überfälle und dass Doncaster es sich durchaus leisten konnte, das Wohnhaus und die Stallungen einzuzäunen und Grenzreiter zu bezahlen, die das Vieh und so weiter schützen würden, bis Mrs. Doncaster dem Gebrüll dann ein Ende setzte. Ihr Mann wies Hawthorne von seinem Grundstück und behauptete, er stecke mit den Strauchdieben unter einer Decke.

»Mir ginge es verdammt noch mal besser, wenn es so wäre«, sagte der Sergeant zu sich selbst, als er über Grimwades Station zurückritt, um nachzusehen, wie es der Familie ging.

Sie hatte von dem Überfall gehört, interessierte sich aber nicht für Hawthornes Nachforschungen, weil sie mit der Organisation einer Fuchsjagd beschäftigt war. Einzig zu diesem Zweck waren die Tiere erst vor kurzer Zeit in der Gegend eingeführt worden, und im Camp der Jäger herrschte große Aufregung.

Verwundert über diese ihm bisher unbekannt Art der Beschäftigung blieb Hawthorne über Nacht, um mehr über die Pläne zu erfahren, war aber am nächsten Morgen vor Tagesanbruch schon wieder unterwegs.

Er ritt querfeldein, erreichte hinter der Tussup-Farm eine

Hügelkuppe und sah unten im Hof ein gesatteltes Pferd, ein sehr schönes noch dazu, auf jeden Fall besser als die Viehtreiber-Pferde, die Ted und sein Sohn ritten.

Das hätte ihn nicht weiter interessiert, wäre ihm nicht der kleine Jake aufgefallen, der mit einem Gewehr um die Farm herum-schlich.

»Was hat der denn vor?«, brummte Hawthorne vor sich hin und lenkte sein Pferd ein Stück hügelabwärts zu einer Gruppe von Fichten, um die Farm besser einsehen zu können.

Vielleicht trieb sich ein Dingo herum, der ins Hühnerhaus ein-brach ...

Vielleicht auch nicht. Der Junge würde doch nicht herum-schießen, wenn ein so gutes Pferd in der Nähe war. Jetzt meldete sich Hawthornes Instinkt, und ihm wurde klar, dass dort unten etwas faul war. Der Kleine schien eher Wache zu schieben, als nach einem Dingo zu suchen. Und warum wohl? Wer mochte der Besucher sein?

Hawthorne saß ab, griff zur Pistole und schlich an der Tee-baumhecke entlang, um den Jungen zu überrumpeln.

Als das Tor sich öffnete, sagte er leise: »Gut, Jake, ich hab dich. Runter mit dem Gewehr und ...«

Erschrocken fuhr Jake herum, verzweifelt, Dinny Delaney enttäuscht zu haben. In der Drehung feuerte er, und die Kugel traf Hawthorne in den Bauch. Seine Pistole flog in hohem Bogen durch die Luft, als es ihn umriss.

Sie kamen herbeigerannt.

»Himmel!«, brüllte Delaney. »Ein Bulle! Hawthorne ist es. Er hat den armen Teufel getroffen.«

Ted riss Jake das Gewehr aus der Hand, stand da wie versteinert und starrte in das Gesicht des Mannes, den er seit Jahren kannte, während Delaney sich zu dem Verwundeten kniete, um Hilfe zu leisten.

Tessie schrie. Sie sank neben Delaney in die Knie, der sich zu ihnen umsah. »Er ist tot! Herr im Himmel!«

Delaney sprang auf. Er schüttelte den Kopf angesichts der blutenden Leiche, beinahe fassungslos. »Gott gebe ihm die ewige Ruhe«, sagte er. »Aber ich muss weg von hier, sonst gibt man mir die Schuld.«

Tessie verstummte völlig unvermittelt, so dass eine Leere entstand. Wie ein tiefer Brunnen. Und aus seiner Tiefe stieg der Geruch nach Tod und Angst auf.

Delaney half ihr auf, bevor er sich umdrehte und zurück durchs Tor über den großen Hof lief. Seine schweren Stiefel klangen wie dumpfe Trommelschläge. Ted blieb die Stimme tief im Halse stecken. Er brachte nur ein Stöhnen hervor, während er im Hintergrund seinen Sohn wimmern hörte. Tessies Tränen flossen jetzt haltlos unter Jammern und Klagen, denn ihr dämmerte bereits das Ausmaß dieser Katastrophe.

Ted wich von dem Toten zurück und blickte seinen Sohn an. »Was hast du getan?«, krächzte er. »Um Himmels willen, was hast du getan?«

»Ich wollte das nicht«, wimmerte Jake. »Ehrlich nicht. Er hat sich von hinten angeschlichen. Ich dachte, er würde mich erschießen.«

Ted schien ihn nicht gehört zu haben. »Das Gewehr. Was wolltest du mit dem Gewehr?«

»Ich habe Wache gestanden. Das sollte ich doch tun, während ihr im Haus mit Delaney gesprochen habt. Er ist dein Kumpel; ich wollte nur helfen.«

»Wie? Indem du den Erstbesten erschießt, der sich blicken lässt? Du hast kein Fünkchen Verstand in deinem verdammten Schädel. Was sollen wir jetzt tun?«

»Schrei ihn nicht an«, weinte Tessie. »Es ist doch so schon schlimm genug für den Jungen. Er wollte Mr. Hawthorne nicht erschießen. So etwas würde er nie im Leben tun. Er ist ein guter Junge, unser Jake.«

Sie hüllten die Leiche in ein Betttuch und legten sie in die von Ted gemauerte Buttereie, die aussah wie ein Bienenkorb. Und die

niemals, so dachte Tessie, einem so entsetzlichen Zweck hatte dienen sollen. Während sie noch überlegten, wie sie am besten vorgehen sollten, schwor sie sich, dass die entweihte Butterei künftig nur noch als Holzschuppen dienen sollte.

Obwohl es im Laufe des Tages warm geworden war, standen die Männer fröstelnd am Feuer, als Tessie Tee kochte.

»Es geht nicht anders«, sagte Ted schließlich. »Ich muss in die Stadt zum Polizeivorsteher und ihm sagen, dass es einen Unfall gegeben hat.«

»Du willst ihm sagen, dass Jake einen Polizisten erschossen hat?«, kreischte Tessie. »Sie werden uns nicht glauben, dass es ein Unfall war.«

»Doch«, entgegnete Ted ruhig. »Denn es war ja ein Unfall.«

»Ich traue denen nicht. Nein, das darfst du nicht tun. Sie werden unseren Jungen aufhängen.«

Daraufhin fing Jake an zu schreien. »Ma hat recht. Du kannst mich nicht den Hunden zum Fraß vorwerfen. Wir können ihn unten auf der Koppel begraben, und kein Mensch erfährt was davon.«

»Einen Bullen? Das wäre Wahnsinn. Sie werden ihn suchen. Jeder einzelne Soldat, Bulle und Sträfling wird auf die Suche geschickt. Dann finden sie das Grab, und wir werden alle aufgeknüpft.«

»Auch, wenn wir es gut verstecken?«, fragte Tessie.

»Mutter, sie haben schwarze Spurenleser«, sagte er traurig. »Ich wollte, es wäre so einfach. Und was ist mit seinem Pferd? Mit dem Brandzeichen der Polizei? Was machen wir mit dem Pferd?«

»Wir lassen es einfach laufen«, schlug sein Sohn vor. »Hat nichts mit uns zu tun.«

Doch Ted versuchte, einige Fragen vorwegzunehmen.

»Sie werden wissen wollen, warum er hier war. Er war vorher noch nie bei uns. Und warum er sein Pferd oben bei den Fichten zurückgelassen hat.«

Jake wusste eine Antwort darauf. »Er ist eben vorbeigekommen. Wir können sagen, er kam zufällig vorbei.«

»Ja? Und als er vom Pferd stieg, hast du ihn vor Schreck erschossen. Nein, gib mir meinen Hut, Mutter. Ich reite zur Stadt. Und bringe es hinter mich.«

»Das darfst du nicht!«, schrie Jake. »Die stecken mich ins Gefängnis!«

Zuerst waren sie schockiert auf der Polizeiwache von Goulburn, dann ungläubig. Und dann begannen sie zu reden.

»Er denkt, sein Sohn hat den armen Roy Hawthorne versehentlich erschossen? Guter Witz. Was wollte Roy denn bei denen? Wie konnte es passieren, dass er sich von einem Kind erschießen ließ? Und warum? Das ist die eigentliche Frage. Ein Unfall war das nicht. Warum hat er Roy erschossen? Was war da draußen los? Was wusste Roy, dass man ihn erschießen musste? Viele von diesen Kerlen draußen auf den abgelegenen Farmen geben für ein paar Shilling hier und da Buschkleppern Unterschlupf. Wer war sonst noch da?«

So tuschelten sie auf der Wache. Polizeivorsteher Carl Muller und vier Polizisten sowie zwei ihrer besten schwarzen Spurenleser begleiteten Ted zurück zu seiner Farm, und nicht weit hinter ihnen folgte der Leichenwagen.

Muller ließ seine Leute als Wachen bei den Tussups zurück und ging selbst mit den Spurenlesern hinaus, um sie zu beobachten und ihnen zuzuhören. Der Verlust Hawthornes traf ihn tief, denn er war nicht nur ein äußerst zuverlässiger Polizeibeamter, sondern obendrein sein Schwager. Das Überbringen der traurigen Nachricht an seine jüngere Schwester wollte er aufschieben, bis er die Leiche identifiziert hatte.

Die Aborigines untersuchten die Stelle, an der Roy umgekommen war. Das Blut war noch so frisch, dass es Fliegen anzog. Die Männer brauchten nicht lange, um Teds Geschichte zu widerlegen. Sie folgten Roys Fußspuren durchs weiche Gras bis zu den Fichten, wo, wie die Tussups sagten, sein Pferd angebunden gewesen war, wenngleich es jetzt vor dem Haus stand.

Sie kamen zurück zu der Stelle, an der die Leiche gelegen hatte,

deuteten und nickten zustimmend, bis ihr Sprecher, ein Mann namens Deadeye, anfang zu erklären, was sie herausgefunden hatten.

»Vier Leute hier, nicht drei. Große Stiefel, da, die von der Familie tragen aber alle Riemenschuhe, wie heißen die gleich?«

»Sandalen«, sagte Carl. »Ja, sie tragen alle Sandalen.«

»Wer hatte dann die großen Stiefel an?«

»Ja, wer?«

»Dann sieh mal hier. Vorsichtig. Große Stiefel kommen vom Haus, rennen. Da, die seichten Abdrücke ...«

Carl sah den Unterschied nicht wirklich, wusste aber, dass diese beiden Spurenleser einen geknickten Grashalm auf zwanzig Schritt Entfernung erkannten.

»Und dann geht er zurück zum Pferd, wartet hier. Das Pferd ist schon ganz wild. Hat sicher den Schuss gehört und Angst gekriegt. Sieh hier, Boss. Hat Hufe in den Boden gestemmt, ist rumgesprungen. Und vom Tor bis zu dem Pferd hier, das hier angebunden war, Blut an den Stiefeln. Ist diesmal nicht gerannt, aber schwer gegangen ... so etwa.«

Der andere Fährtensucher nickte bekräftigend, als Deadeye den schweren Gang demonstrierte.

»Also glaubst du, der Fremde hat unseren Sergeant erschossen?«

Deadeye zuckte mit den Schultern. »Das ist dein Job, Boss.«

Stundenlang verhörten der Polizeivorsteher und ein höherer Beamter die Tussups, bis sie aufgaben und eingestanden, dass Dinny Delaney bei ihnen war, und das verschlimmerte ihre Situation, wie Ted es vorausgesehen hatte. Er hatte nicht damit gerechnet, dass man schwarze Fährtensucher einsetzen würde, wenn man der Polizei doch gesagt hatte, was passiert war. Doch jetzt waren sie des schweren Verbrechens schuldig, einen berühmten Kriminellen beherbergt zu haben.

»Dann war es Delaney, der Sergeant Hawthorne umgebracht hat?«, fuhr Muller ihn an.

»Nein!«, sagte Ted, und Jake schrie: »Ja!«

Die Frau, Mrs. Tussup, weinte und weinte. Sie stellten ihr die gleiche Frage. Um Klarheit zu bekommen. Sie verweigerte die Antwort.

Je heftiger sie die Familie auf ihre zornige, anklagende Art verhörten, desto verängstigter wurde Jake. Der Lärm, die Stimmen waren überall um ihn herum, schlossen ihn ein, und er hörte das verbitterte Gemurmel, den ständigen empörten Ausruf: »Schande!«

Ein Stein ließ das Fenster bersten, doch keiner der Gesetzeshüter im Hause schenkte dem Beachtung.

Jake blickte nach draußen und sah, dass sich eine Menschenmenge versammelt hatte, und immer noch mehr kamen den Hügel hinauf. Als sie ihn am Fenster sahen, beschimpften sie ihn, warfen Erdklumpen aufs Haus und veranstalteten einen derartigen Aufruhr, dass er erst nach einer Weile begriff, was sie verlangten: »Hängt ihn!«, brüllten sie. »Knüpft den Schweinehund auf«, und neben ihm, am Fenster, hörte er, wie zwei Polizisten zustimmten. Zustimmten!

Er hatte von Anfang an verstanden, dass sie von einem Unfall nichts wissen wollten, keiner von ihnen; sie wollten lediglich Rache. Doch seine Knie drohten nachzugeben, als ihm richtig klar wurde, dass sie ihn hängen würden. In dem großen Gefängnis waren auch früher schon Kerle gehängt worden, nachdem der Richter sich das schwarze Tuch über den Kopf gelegt hatte.

»Bringt ihn nach draußen«, sagte Muller, und ein Wachtmeister packte ihn am Arm, zerrte ihn zur Tür hinaus und stieß ihn in den Hof.

Jakes Beine waren wie aus Pudding. Er brach zusammen, doch niemand reichte ihm eine hilfreiche Hand. Er erhielt lediglich einen Tritt in die Rippen und musste sich aus eigener Kraft am Geländer wieder hochziehen.

Bald darauf trat Muller aus dem Haus, blieb an der Hintertür stehen und zündete sich seine Pfeife an. Er ließ sich Zeit, bevor er zu den anderen kam, um seine Pfeife zu paffen und Jake anzusehen, dass ihm angst und bange war. Jake spürte bereits den Ruck

des Seils und hörte den Jubel der Schweinehunde vor dem Gefängnis, während er erstickte – der gleichen Leute, die jetzt wie böse Schreckgespenster auf der anderen Seite des Zauns standen und darauf warteten, ihn zerreißen zu können.

Eine Frau schrie, und Jake fuhr zusammen.

»Wer war das?«, fragte er Muller in spontaner Reaktion.

»Mrs. Hawthorne, würde ich sagen. Roys Witwe. Sie muss jetzt vier Kinder allein großziehen; kein Dad, der ihr dabei hilft.«

Das wusste Jake. Er kannte Charlie Hawthorne, ein Jahr älter als er, ungleich schwerer und kräftiger, ein verdammter Rüpel, der jeden zusammenschlug, der ihm in die Quere kam. Jake hatte schon immer Angst vor ihm gehabt. Zitternd platzte er heraus: »Sie können mir nicht die Schuld gegen. Ich war's nicht.«

Breit hinter Muller stehend, in die Sonne blinzelnd, sah er den Chef der Polizisten, der sich an den Wachtmeister wandte und nickte.

»Jetzt geht's endlich voran.« Muller drehte sich zu Jake um. »Ich habe nie geglaubt, dass du es warst. Es kommt auf das Gewehr an, verstehst du? Es war nicht dein Gewehr, sondern das deines Vaters, mit dem geschossen wurde. Stimmt's?«

»Ja.« Jake senkte den Blick auf seine staubigen Stiefel.

»Hatte Delaney ein Gewehr? Aber ja, natürlich. Das haben wir ja schon durchgekaut. Aber du hast selbst gesagt, du hättest nicht gewusst, was es war, weil es im Sattelholster steckte und er es gar nicht herausgenommen hat.«

»Hat er gesagt«, bestätigte der Wachtmeister. »Ich habe es selbst gehört. Neugierige Gören sehen alles, aber er hätte sich nie getraut, sich an Delaneys Büchse zu vergreifen. Oder?«

»Nein.« Jake war eifrig darauf bedacht, allem zuzustimmen, und Mullers Kopf nickte unablässig.

»Und deine eigene alte Büchse, die war die ganze Zeit in der Waschküche, wo wir sie dann ja gefunden haben, und daraus wurde nie geschossen, stimmt's, Jake?«

»Ja.«

»Bleibt also nur das Gewehr, das Sergeant Roy Hawthorne getö-

tet hat, einen feinen aufrechten Burschen, der nur gekommen war, um zu sehen, wen Ted Tussup zu Besuch hatte. Und weil er misstrauisch war, hatte er seine Pistole gezückt, aber bevor er noch ein Wort sagen konnte, traf ihn eine Kugel aus dem Gewehr deines Vaters, stimmt's? Stimmt das, Jake? Wir haben jetzt genug von deinen Lügen. Wir müssen die Sache zu Ende bringen, bevor die Meute da draußen noch wütender wird und die Farm niederbrennt.«

»Ja.«

Mullers Kopf fuhr ruckartig zum Wachtmeister herum. »Siehst du, ich hatte von Anfang an recht.«

»Sieht so aus. Die Schweine haben den ganzen Tag versucht, uns Lügenmärchen zu erzählen, und ihre Geschichte immer wieder verdreht.«

»Na, jetzt ist es vorbei. Wir nehmen Tussup mit, und du, Junge, du reißt dich zusammen und bleibst bei der Wahrheit, oder wir lochen dich auch ein. Ich sollte dich sowieso verhaften, weil du mit einem Gesetzlosen gemeinsame Sache machst, aber warten wir erst mal ab, wie du dich benimmst ...«

Als er vor Gericht aussagen und seinen Vater bezichtigen musste, traf seine Mutter der Schlag. Sie musste ins Krankenhaus gebracht werden und starb einen Monat später.

Ted widersprach seinem Sohn mit keiner Silbe und versuchte auch nicht, sich selbst zu verteidigen.

»Ich hätte Delaney niemals in mein Haus lassen dürfen«, sagte er matt zu seinem Anwalt. »Damit fing alles an.«

Der Anwalt, der für seinen Klienten tat, was er konnte, schaffte es, Delaney eine Botschaft mit der Bitte um Informationen zukommen zu lassen, weil einige Leute immer noch behaupteten, der Sohn hätte Hawthorne erschossen, nicht der Vater.

Er erhielt auch tatsächlich eine Antwort von dem Buschklepper, allerdings nur mündlich, bestehend aus der schlichten Bemerkung: »Das ist eine Familienangelegenheit der Tussups.«

Diese Antwort gab dem Anwalt ein Gefühl des Unbehagens, doch Ted wiederholte sein Geständnis, und das war's dann.

Zwei Monate später wurde er im Gefängnis von Goulburn gehängt, doch da war Jake schon längst über alle Berge. Als seine Mutter starb, machte er sich lieber aus dem Staub, statt sich den voraussagbaren Ergebnissen der letzten Verhandlungstage zu stellen.

Irgendwann las er über die Hinrichtung, als er flüchtig in der Bibliothek von Sydney in der Zeitung blätterte, dann ging er zum Hafen und heuerte als Leichtmatrose auf der *Seattle Star* an, einem amerikanischen Klipper.

Jake Tussup gestattete sich nie wieder einen Gedanken an diese Vorfälle. Eine Zeitlang focht er in seinen Alpträumen Kämpfe mit seinem Gewissen aus, aber am Ende siegte er stets. Die Geschichte verblasste mit den Jahren, und Jake ging als harter Mann daraus hervor.